

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 43

Artikel: Höhlenbären und Altsteinmenschen im Simmental [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sischen Grenadiere brechen. Die Reiterei hat Schlacht und Staat gerettet, der König trinkt unserem Lentulus an der Mittagstafel zu und versichert ihn ewigen Dankes.

Aber noch sollte Friedrich, «der irrende Ritter von Preussen» nicht «nach seinem Potsdam zurückkehren und in den Armen der Philosophie die Ruhe geniessen, deren er so lange beraubt war.» Es ist zwar,

wie er de Catt gesteht, sein tägliches lukrezisches Gebet.

«Morgen früh muss mein altes Gerippe wohl oder übel wieder zu Pferd sein», sagt der fieberkranke König (damals 46jährig) an einem Novemberabend. Und anderntags ist er trotz seiner Krankheit schon bei Tagesanbruch zu Pferd und reitet in bitterer Kälte an der Spitze seiner Vorhut . . . (Fortsetzung folgt)

Stärnschnuppe.

Es fällt e Stärn, wo geit er ächt o hi?
Nadäm er glüüchtet het, isch er verschwunde.
E Säigkeit vo wenige Sekunde
und alles isch uf einisch ganz verbn.

So lüüchtet ds Glück is mängisch wie-n-e Strahl,
mer möchte 's fasse, o das Flatterding.
Doch sñ mer z'langsam, üss Chrest sñ z'gring.
Was blibe-n-isch, das isch bloß schal und fahl.

Stärnschnuppe gseht me-n-oft ds mitts i der Nacht.
Si sñ wie Grüeß us himmelsfernem Land.
Doch lär isch üss müedi, schwachi Hand.
Mer hen vergäbe planget, gstuunt und gwächt.

Edgar Chappuis.

Höhlenbären und Altsteinmenschen im Simmental. (Fortsetzung.)

Die Bärenhöhlen im Simmental.

In diesen Stand der schweizerischen Urgeschichtsforschung sahen sich die Brüder David und Albert Andrist und ihr Mitarbeiter Walter Flügiger hineingestellt, als sie ihre Ausgrabungen in den Simmentaler Kalkfelsenhöhlen begannen. Sie hatten in den Museumsbeständen in



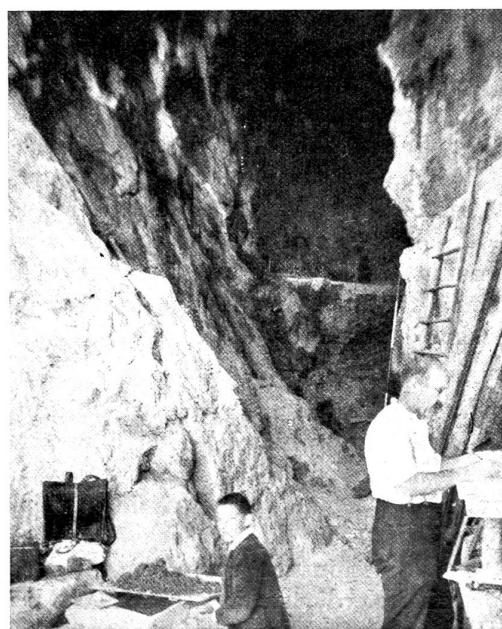
Das „Gsäß“, der Felskopf mit den vorgeschichtlichen Höhlen.

Zürich und St. Gallen ein wertvolles Studienmaterial vor sich, und in der Urgeschichtsliteratur fanden sie die gewünschten methodischen Winde. Sie waren also keine Laien —

alle drei hatten als Sekundarlehrer Hochschulstudium hinter sich —, aber die praktischen Erfahrungen mussten sie sich erst noch erwerben.

D. und A. Andrist, als Buben der Lehrersleute von Oberwil i. S. aufgewachsen, kannten die Höhlen an der „Gsäßfluh“ oberhalb Bünischen (Bäuert zwischen Weissenburg und Oberwil) aus ihrer Jugend her. Früher nur den Berglern der Gegend bekannt, sind die Namen der Oberwiler-Höhlen: Mamildloch, Schnurenloch, Zwergloch, Chinenhöhlebahn und Ranggiloch heute in die Literatur übergegangen. Die leichtgenannte Höhle findet sich nicht am „Gsäßgrund“, sondern 9,5 Kilometer von ihm entfernt oberhalb Boltigen und 6—700 Meter höher gelegen. (Schnurenloch: 1225 Meter, Ranggiloch: 1845 Meter.)

Im Seminar hörten die Brüder Andrist zum erstenmal von Höhlenbären und Höhlenmenschen. In den Ferien trieb sie die Neugier in eine der Höhlen hinauf. Schon nach halbstündigem Graben fanden sie einige alte Tierknochen, mehr nicht. Sie verwahrten sie in einer Kiste und vergaßen sie halb. Erst Jahre später, nachdem sie an der Hochschule mit den ersten Begriffen der Urgeschichtsforschung bekannt geworden waren, nahmen sie die Knochen wieder hervor und zeigten sie ihren Professoren, die nichts damit anzufangen wußten. Der Basler Paläontolog Dr. Stehlin bestimmt ihnen dann den einen Knochen als „Capra ibex“ = Steinbock. Das war nicht ungünstig; denn diese Tiere lebten ja schon zur Zeit der Höhlenbären. Also durfte man mit Hoffnung weitergraben.



Der Eingang zur Schnurenlochhöhle. Von außen gesehen.

Dazu kam es vorläufig nicht. Erst 1925 wurde der Entschluß dazu reif. Die zwei Brüder fanden in dem Kollegen W. Flügiger einen begeisterten Mitarbeiter. Erst

wurde das Mamillloch in Angriff genommen. Mamill (Mondmilch) heißt im Volksmund der weiße Kalfssinter, der ein beliebtes Heilmittel ist gegen frische Euter und der auch den stillenden Frauen die Milch vermehren soll.

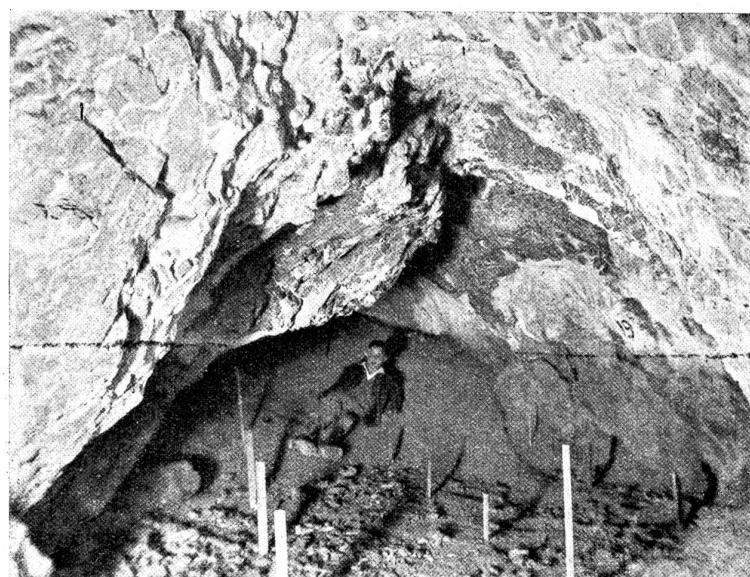
Im Mamillloch blieb die Forschung nach dem Höhlenbären erfolglos. Hingegen stießen sie bald auf eine Kulturschicht aus der Bronzezeit und bargen ein Bronzemesser und viele Tonscherben. Auch fanden sie Knochen von Torfrind, Torschaf, Torziege, Schwein und Rabe.

Ahnliche Resultate ergaben die Ausgrabungen in den benachbarten Zwerglilochhöhlen I, II und III. Sie boten wertvolle Vorstudien für die späteren Forschungen.

Am interessantesten gestalteten sich die Ausgrabungen im Schnurenloch, die 1926 begonnen und 1928 und dann ununterbrochen alljährlich, teils im Frühling, teils im Herbst, gelegentlich auch im Sommer fortgesetzt wurden; sie sind heute, nach 10 Jahren, noch nicht abgeschlossen.

Man muß Einblick gewonnen haben in die subtle und wissenschaftlich exakte Arbeitsmethode der drei Forscher, um das langsame Tempo zu verstehen. Ferner muß man bedenken, daß sie nur drei ihrer Ferienwochen jährlich freimachen können, und daß sie jahrelang aus eigenen Mitteln arbeiteten; erst seit 1928 werden sie vom Historischen und vom Naturhistorischen Museum in Bern, deren urgeschichtlichen und paläontologischen Fachmänner (Prof. Dr. O. Tschumi und Dr. E. Gerber) als Helfer und Ratgeber an der Arbeit lebhaften Anteil nehmen, mit Beiträgen unterstützt. Es kommt das sachte Vorwärtsschreiten der Forscherarbeit zu gute, die hier ebenso sehr eine intellektuelle als eine manuelle ist. Denn es drängen sich bei jedem Stich in die Tiefe und bei jedem neuen Fund Überlegungen auf, die ebensooft auf benachbarten Wissensgebieten wie Geologie, Mineralogie, Stratigraphie, Topographie, Klimatologie, Botanik, Zoologie und Paläontologie (Lehre von den ausgestorbenen Tieren), wie auf dem der eigentlichen Prähistorie liegen.

In der Folge fanden sich denn auch bald die interessierten Fachleute aus diesen Wissensgebieten als willkommene Mitarbeiter ein. Die Herren Dr. Gerber und Dr. Künni in Bern bestimmten die Knochen, Prof. Rhy, Bern, deutete die Holz- und Kohlenvorkommenisse, die Geologen



Das Schnurenloch. Im hintersten Teil bei der Abbiegung.

forscher bekamen den Besuch von Dr. Keller-Tarnutzer, dem Sekretär der Schweiz. urgeschichtsforschenden Gesellschaft, zwei Regierungsräte von Bern kletterten zu ihnen empor und schauten sich interessiert die Sache an, Wissensdurstige in Menge, ein Lehrerverein und ein Volkshochschulkurs wallfahrten zur Höhle der Drei, um dort staunende Blide zu tun in die Geheimnisse der Höhlenforschung. Die Bevölkerung des Tales nimmt lebhaften Anteil an den Arbeiten. Willig ließen sich einige Bergler als Mitarbeiter einschulen; sie leisten den Forschern treffliche Hilfsdienste.

Die Höhlenforscher an der Arbeit.

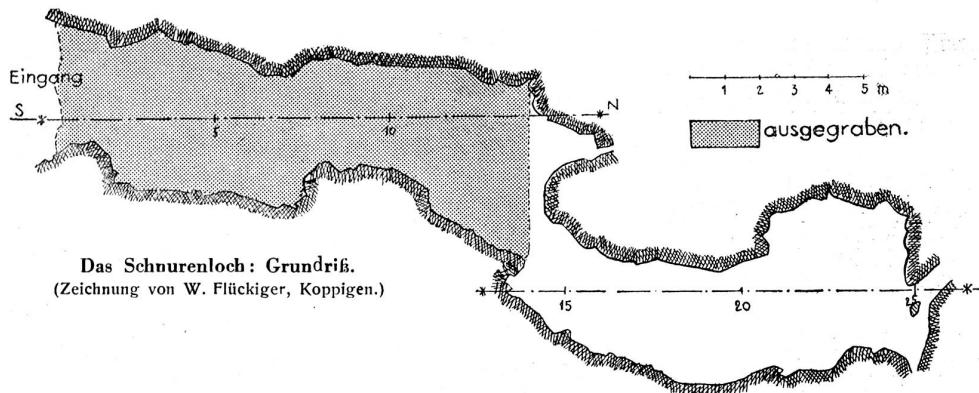
Die unserem Aufsatz beigegebenen Illustrationen, Aufnahmen und Zeichnungen von A. Andrist und W. Flügfiger (*), geben einen guten Begriff vom Arbeitsvorgang bei den Ausgrabungen. Die zwei Aufnahmen vom Eingang zur Schnurenlochhöhle zeigen die Forscher bei wichtiger Arbeit. David Andrist, der Leiter, führt die Fundkontrolle nach und schreibt abends die Ereignisse des Tages sorgfältig in seine Tagebücher ein. Jedes Fundstück wird numeriert, mit Datum und Fundortzeichen versehen und verpackt zum Versand in die Tiefe. Walter F., sein kleiner Gehilfe, untersucht draußen am Tageslicht eine bestimmte Menge Aushub, von der man genau weiß, von welchem Gestein in der Höhle sie stammt. Denn der Höhlenraum war vorher genau ausgemessen und zeichnerisch auf Planpapier aufgenommen worden. Man hatte die Maße festgestellt: 18 Meter lang, 4–5 Meter breit und 6–7 Meter hoch, ein wahrhaft imposanter kirchenschiffartiger Raum. Hinten setzt sich die Höhle nach einem Durchschlupf rechts noch etwa 10–12 Meter fort. Auf dem Höhlenboden hatte man zwei Längsachsen gelegt (siehe Grundriss S. 764) und die Flächen rechts und links in Meterquadrate abgesteckt (siehe Aufnahme des Höhlenhintergrundes S. 763). Diese Quadrate wurden nummeriert und im Plane vermerkt. Zum Messen der Vertikalen fixierte man an der Höhlendecke zuerst einen Nullpunkt, auf den dann alle Tiefenzahlen bezogen werden konnten. Erst jetzt konnte das Ausgraben beginnen. Das Wort „Ausgraben“ weckt die falsche Vorstellung von Hantieren mit Pickel und Schaufel. Davon kann an den Stellen, wo es



Vier Geologen kommen zu Besuch.

Dr. Beck und Dr. Bieri in Thun stellten sich zu Untersuchungen der Gesteine und Ablagerungen an Ort und Stelle ein und gaben ihren Wahrspruch ab. Die Schnurenloch-

^{*)} Die Abbildungen stammen aus einer Publikation über die Simmentaler Bärenhöhlen im Alpenhornkalender 1933 von W. Flügfiger und wurden uns vom Historischen Museum Bern freundlich zur Verfügung gestellt.



darauf ankommt, nicht die Rede sein. Die Forscher arbeiten mit Kratzern und Handschaufeln, meist aber mit der Hand. Die Funde müssen sorgfältig gehoben und auch in ihrer Lage genau untersucht werden. (Schluß folgt.)

Die Stenotypistin.

Von O. Henry.

Mr. Pitcher, Privatsekretär des Financiers Harvey Maxwell ließ den Blick seiner für gewöhnlich ausdruckslosen Augen milde interessiert, ja überrascht auf seinem Chef ruhen, als dieser um halb zehn Uhr vormittags zusammen mit der jungen Stenotypistin ins Bureau trat. Mit einem trockenen Grunde stürzte der Bankier sich kopfüber in die Briefe, Schriften und Telegramme, die sich auf seinem Schreibtisch bergartig häuften.

Die Stenotypistin, nunmehr seit einem Jahre zu Maxwells Diensten, war ein schönes junges Mädchen von höchst antistenographischem Aussehen. Ihr Haar trug sie fühn und reizvoll, und gar nicht nach der Mode; um ihren Hals schlängeln sich keine Glasperlenketten und um ihre Arme keine vergoldeten Metalltreifen; der Ausdruck ihres Gesichtchens war zugleich süß und respektgebietend. Ein einfaches graues Kleid zeichnete ihre zarten Formen ab. Unter ihrem schwarzen Hütchen, das eine grün-goldene Feder schmückte, quollen ein paar kastanienbraune Locken hervor. An jenem Morgen leuchteten ihre Augen, und spiegelten ihre Träume wieder, sie strahlte vor Glück und ihre zarten Wangen waren rosig wie Pfirsiche.

Pitcher, noch immer von milder Neugier bewegt, beobachtete das seltsame Gebaren der Angestellten. Statt sich sofort in ihr Zimmer zu begeben, wo ihre Schreibmaschine stand, schnüffelte sie zögernd im Bureau des Chefs herum. Mit einem Male näherte sie sich Maxwells Schreibtisch, wie um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

An dem Schreibtisch aber saß kein Mensch mehr, sondern ein über und über beschäftigter New Yorker Finanzmann, dessen Kopf wie ein Mühlrad ging und der sich in ein Wesen aus beweglichen Stahlfedern verwandelt hatte.

„Na, was gibt's?“ fragte Maxwell rauh. Sein Schreibtisch war unter der Last der geöffneten Briefe wie unter einem Schneefall begraben. Seine grauen Augen hatten einen stechenden, unpersönlichen Blick, als sie das Mädchen anblitzten.

„Nichts“, sagte die Stenotypistin und entfernte sich lächelnd. „Mr. Pitcher“, sagte sie dann ruhig, „hat der Chef Sie schon beauftragt, eine andere Stenotypistin zu suchen?“

„Ja“, antwortete der Sekretär, „er hat mir sogar gesagt, ich sollte sofort eine Neue suchen. Ich habe ein Vermittlungsbureau beauftragt, aber es ist noch keine Basenküche hier aufgetaucht.“

„Dann werde ich meine Arbeit wie sonst erledigen“, sagte das Mädchen, „bis Ersatz für mich da ist.“ Und sie nahm ihr Hütchen ab und hing es an seinen gewohnten Platz.

Wer niemals das Schauspiel erlebt hat, das ein Bankier in Manhattan bietet, in der zyklonischen Stunde, in der die Schicksale der Menschen und die Börsenkurse geformt werden, der möge auf den Beruf des Anthropologen Verzicht leisten. Ein Dichter hat „die Stunde, die von Arbeit über-

quillt“, besungen. Die Stunde eines New Yorker Financiers quillt nicht nur über, ihre Minuten, ja Sekunden pressen sich so zusammen wie die Menschen in einer überfüllten Straßenbahn. An diesem Tage aber war Maxwell noch überbeschäftigt als sonst. Aus dem Radio brach ohne Unterbrechung ein Strom von Wortkilometern, das Telefon war von einem dauernden Husten befallen, und das Bureau füllte und leerete sich ohne Unterlaß mit Geschäftsleuten, die den Chef in jovialem, energischem, nervösem, ja beleidigendem Tonfall behelligten. Die Laufjungen kamen und entchwanden wie der Blitz, holten und brachten Briefe und Telegramme, die Angestellten schwankten auf ihren Sitzen wie Seeleute im Sturm, und sogar im Gesichte Pitchers ließ sich ein Ausdruck vermerken, den man animiert hätte nennen können.

Mitten in dieser stürmischen, fieberhaften Aktivität tauchte vor dem Bankier unerwartet eine Strähne blonder Haars auf, eine Samtkappe, eine Pelzjade aus Fischotter-Imitation und eine Kette aus nußgroßen Glasperlen, die vielfach um einen weißen Hals geschlungen war. Diese Accessoires gehörten einem weiblichen Wesen an, das Pitcher an den Schreibtisch des Bankiers herangeschoben hatte.

„Das Fräulein ist aus der Stellenvermittlung — für den freien Posten“, erklärte Pitcher.

Maxwell drehte sich halb herum, die Hände in Papiere vergraben.

„Was für eine Stelle?“ fragte er und runzelte die Brauen.

„Die Stelle der Stenotypistin“, antwortete Pitcher. „Haben Sie nicht gestern gesagt, daß wir eine Neue brauchen?“

„Sind Sie wahnsinnig geworden, Pitcher?“ donnerte Maxwell. „Wer hat Ihnen so eine blödsinnige Anordnung gegeben? Ich bin mit Fräulein Leslie außerordentlich zufrieden, sie ist ein Jahr hier, und ehe sie nicht selbst kündigt, bleibt sie. Fräulein, bedaure, ich brauche niemand. Benachrichtigen Sie die Stellenvermittlung, und bringen Sie mir nicht noch mehrere solche Exemplare vor die Augen.“

Die Perlentette hüpfte indigniert auf dem weißen Hals hoch und verließ das Bureau. Pitcher benützte eine Atempause, um dem Buchhalter zuzuraunen, daß der Chef täglich unerträglicher werde.

Der Rhythmus und das Fieber der Geschäftsstunde wurde immer wütender. An der Börse stürzten mitleidlos Dutzende von Papieren, an denen einige Klienten von Maxwell stark engagiert waren. Kaufs- und Verkaufsaufträge kamen im Sturmflug. Und jetzt fielen auch noch einige Papiere, an denen Maxwell privat interessiert war, und der Financier arbeitete unter Hochdruck, wie eine kraftvolle Präzisionsmaschine, ohne einen Augenblick der Unschlüssigkeit.

Aus Papieren, Aktien, Obligationen, Hypotheken besteht diese Finanzwelt, eine Welt, die allem natürlichen, menschlichen unerreichbar ferne ist.

Als die Mittagsstunde näher rückte, verlangsamte sich der Rhythmus der Arbeit. Maxwell stand vor seinem